Treuauge, der jetzt täglich mehr verkaufte als sonst — reell: er befriedigte seine Gläubiger. Obendrein teilte er ihnen mit der Ungezwungenheit des rentabel arbeitenden Geschäftsmannes mit, daß sich infolge des Unfalls — siehe beiliegende Zeitungsnummer — sein Geschäft kolossal gehoben habe. Sein Kredit hob sich dadurch bis zu den Sternen.

Treuaugee, der jetzt täglich mehr verkaufte als sonst in vierzehn Tagen, hätte sich und seine Frau am liebsten in Vierhänder verwandelt, da die üblichen zwei Hände nicht mehr gut ausreichten. Da indessen eine solche Umwandlung, die Darwins Forschungen auf den Kopf gestellt hätte nicht zu erzielen war, sprang das Ehepaar wie zwei Eichhörnchen in der Trommel.

Eines Abends sagte Treuauge, vollständig ermattet, wenn das so weiter geht, bin ich bald entweder Rentier oder eine schöne Leiche.

Ein besonders gutes Geschäft machte Treuauge noch beim nächsten Jahrmarkt, als zahlreiche Auswärtige herbeiströmten. Später flaute der Umsatz ab, aber trotzdem blieb eine ganze Anzahl Kunden dem kulanten Zigarrenhändler treu.

Treuauge ließ außen am Laden einen großen Dickhäuter anmalen, der Zigarrenkisten zerstampft, und nannte sein Geschäft „Das Zigarrenhaus zum Elefanten". Er war wirklich berechtigt, einst, als er die Geschichte zum achthunderdreiundneunzigsten Male erzählt hatte, hinzuzusetzen: „Seitdem geht mir's recht gut!"

Die Konkursordnung war ihm völlig entbehrlich geworden, und er wollte das Buch loswerden. Er verbrannte es jedoch nicht und warf es auch nicht in den Strom; nein, er wählte einen sicheren Weg: er verlieh das Buch an einen guten Freund; nun war er ganz sicher es niemals wiederzusehen.

Haus und Familienleben

Hab' ein Wort auch für andere!

Es gibt Menschen, die wie Sonnen durchs Leben wandeln. In ihrer Nähe fühlt man sich wohl, denn ihr ganzes Wesen strömt eine Wärme aus, die stets angenehm und sympathisch berührt. Sie besitzen ungesucht und ungewollt unser Vertrauen, denn der Grundzug ihres Charakters ist Wahrheit. In ihren Augen spiegelt sich ihre ganze Seele wieder. Ein teilnehmender Blick, ein Händedruck, und wir offenbaren uns ihnen in Leid oder Freud. Das sind die von Gott Gesegneten, der Menschen Lieblinge. Nur schade, daß man ihnen, wie seltenen Blumen, so wenig im Leben begegnet. — Und doch sollten wir uns alle wenigstens bemühen, einander mehr Sonne zu bringen. Liebe und Herzensgüte sind noch nie zuviel in unserm Erdenleben gewesen. Es mag am Tage viel gesündigt werden durch Lieblosigkeit und Verleumdung, die von Neid und Mißgunst entfacht, verwunden und vergiften sollen. Ein Wehe könnte man aber auch rufen über all' die ungesprochenen guten Worte! Still und teilnahmslos; selten ein Wort der Freundlichkeit oder des Scherzes, so gehen wir oft an unsern guten Bekannten vorbei und wissen nicht, wieviel Vertrauen und guter Wille wir dadurch im Keime ersticken. Manchmal ist es Bequemlichkeit, nicht selten tragen aber auch Unlust und Verstimmung die Schuld an unserer Schweigsamkeit. Und doch ruht auf dem Grunde unseres Herzens soviel edles Gold, das nur der Prägung harrt. —

Oder wir bekleiden eine Stelle in einem Berufe. Die Jahre schwinden, und die Menschen wechseln in unserm Arbeitsfeld. Die Wogen der Zeit gehen an uns vorüber, ohne uns zu ändern, — zu unserm Nachteil. Jüngere Menschen treten in unsern Wirkungskreis, mit moderner Ausbildung, mit Gegenwartsströmungen, tatkräftig und zielbewußt. Sie alle wollen wir nun in die Vergangenheit verbannen, zu unserer Meinung zwingen. So entstehen die Reibereien und Unversöhnlichkeiten, die einander das Leben verbittern und vergällen, nur weil wir es vergaßen, der Gegenwart uns anzupassen und rückständig geworden sind. Wieviel Worte der Herzlichkeit mögen hier ungesprochen bleiben! — Und haben wir nicht besonders Sonnenschein für unsere Familien notwendig? Wenn der Mann abends müde von der Arbeit nach Hause kommt, erhofft er von seinem Heime Ruhe und Erholung. Statt dessen empfängt ihn seine Frau mit Wirtschaftssorgen und Kinderklagen, und mürrisch und unzufrieden klingen die Antworten. Anstatt nun seine Geduld zu bewahren, und auf die nervöse Abspannung seiner Gattin Rücksicht zu nehmen, tritt an die Stelle häuslichen Friedens bald ein heftiges Wortgefecht. —

Die Härte unserer Zeit hat manche Menschen hart gemacht und viel Gutes in ihnen erstickt. Machen wir uns doch wieder frei von allem kleinlichen Egoismus, bleiben wir dem Freunde in edler Selbstlosigkeit Trost und Hilfe, und suchen wir durch Wort und Tat zum Sonnenschein für andere, besonders aber für die Notleidenden zu werden. Erika.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 94: Silben-Rätsel.

Das Ganze bettet sanft
Nach Daseins Glück und Leiden
Die beiden Ersten in
Die stillen letzten Beiden.

Nr. 95: Buchstabenrätsel.

Die Buchstaben: e, e, n, n, r, r, t sind so zu ordnen,, daß sie vorwärts und rückwärts gelesen, dasselbe Wort ergeben. Das Wort bezeichnet einen beneidenswerten Menschen.

Nr. 96: Besuchskartenrätsel:

Resi Ender
Wien

Der Bräutigam dieser Dame hat einen Beruf, der sich durch Umstellung der Buchstaben dieser Besuchskarte erraten läßt.

Nr. 97: Scherzrätsel.

1. Was tut der Storch, wenn er auf einem Beine steht?
2. Wann sind die Kinder am bravsten?
3. Was brennt und ist doch nicht heiß?

Nr. 98: Bilderrätsel.

Auflösungen aus Nr. 42

Nr. 93. Vexierbild: Man drehe das Bild auf die rechte Seite. Die springende Gestalt des Knaben bildet das Gezweig Kopf und ausgestreckten Arm der Stamm des Apfelbaumes.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 44 Sonntag, den 1. November Jahrgang 1925

Am Feste Allerheiligen

Ihr Heil'gen, die einst Erdenpilger waren,
Ihr schaut aus Euren Himmeln auf uns nieder,
Ob wir als Eurer Gottfamilie Glieder
Uns würdig und im Kampf die Treu' bewahren!

Und Du, o heil'ger Herr der Heeresscharen!
Du sendest Deine Engel hin und wieder,
Daß ihrer Flügel schützendes Gefieder
Die Streitenden umgibt in den Gefahren.

So steh'n wir, kämpfend unter starker Hut,
Und sind den Himmlischen ein Schauspiel worden:
Das tröstet uns und stählet unsern Mut.

Zum Kampfe gegen all' die wilden Horden
Der Feinde, die mit Macht, mit List und Wut
Uns rings bedroh't, in Ost, Süd, West und Norden.

Ernst Julius Schmitz.

Allerheiligen, das Erntefest der Kirche.

In den allbekannten herrlichen Gleichnisreden des Heilandes spielen die Verrichtungen des altehrwürdigen Berufes des Landbaues eine nicht geringe Rolle; das Ernteseld versinnbildet das Arbeitsgebiet der Kirche, die sämtlichen Nationen der Erde, der Säemann, die Erntearbeiter repäsentieren die Verkündiger, die Arbeit des Säens die Verkündigung des Evangeliums, das Senfkörnlein, das zum weithinschattenden Baume heranwächst, ist ein Bild der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, die 30-, 60- und 100fache Frucht des ausgestreuten Samens ein Bild der verschiedenen Wirkung des Wortes Gottes, die Widersacher der Heilsbotschaft finden ihr Konterfei in dem Feinde, der nächtlicher Weise Unkraut unter den Weizen säet. Die Erntezeit aber ist ein Sinnbild des jüngsten Tages, wo die Schnitter, die Engel, das Unkraut vom Weizen, die Bösen von den Guten, scheiden werden. Bis dahin waltet die Kirche wie ein wackerer Säemann jahraus, jahrein ihres mühseligen, aber um so segensreicheren Amtes. Solchem getreuen Arbeiter ist, nachdem er des ganzen langen Jahres Last und Hitze unverdrossen getragen, ein fröhliches Erntefest wohl zu gönnen, allwo er sich mit dankbarem Aufblick nach oben des Segens freut, der seiner Mühe Preis ist. Die Kirche, dieser Säemann im Reiche der Gnade und Wahrheit, feiert ihr geistiges Erntefest gegen Schluß des Kirchenjahres im Feste Allerheiligen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertraut der Säemann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.

Auch die Kirche pflanzt das Wort Gottes in die reine Kindesseele, hegt und pflegt es, hoffend, daß es eine gedeihliche Ernte werde. Und wenn dann in späteren Jahren der erstarrende Frost der Gleichgültigkeit und Verneinung der hoffnungsvollen Pflanzung naht, wenn der versengende Glutwind der Leidenschaft verderbendrohend darüber hinwegfegt, dann ist sie zur Hand, um zu wärmen, was erkalten will, um Kühlung in der Glut zu verbreiten. Solchergestalt geleitet sie die Ihrigen mit treuer Liebe von der Wiege bis zum Grabe und mit ihrer Fürbitte bis über das Grab hinaus vor des Richters Thron, und findet Barmherzigkeit und Gnade.

Daher ist endlos die Schar derjenigen, denen die Kirche ein starker Stab und Stütze war, sodaß sie sich frei hielten vom Verderben der Welt und den Wohlgeruch der Tugend verbreiteten, die in den Widerwärtigkeiten und Anfechtungen des Lebens getrost mit dem frommen Sänger sprachen:

Eja, starke, wilde Wellen,
Eja, starker, stolzer Wind,
Niemals sollet ihr mich fällen,
Euch zu stehn bin ich gesinnt!

Und nun blühen sie in unvergänglicher Pracht, als Himmelsblumen im Paradiesesgarten, zu Gottes Ruhme und zum gerechten Stolze und zur Zierde seiner Kirche.

Ist es auch nicht einem jeden gegeben, nach Art der Heiligen adlergleich sich über alles Irdische hoch emporschwingend der Sonne des höchsten Gutes entgegenzustreben: auch aus den Niederungen des Erdenlebens ist ja der stete Aufblick nach oben vergönnt, ja eine heilige Pflicht. Darum mahnt der Dichter:

Stell' himmelwärts, stell himmelwärts,
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!
Denn wo das Herz auf Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Die Probe es in dieser Zeit
Und hält sie in der Ewigkeit.

Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,
Es bleibt sich gleich, geht wohlgemut
Und noch im letzten Stündlein gut;
Und steht es still in seinem Lauf
Zieht es der liebe Herrgott auf.

Gottesacker.

Von Hildegard Malzacher.

Hoch oben im Wald liegen die schlichten Bauersleute und ihre blonden und braunen Kinder, wenn sie gestorben sind, in ihren Gräbern. Dort stehen die windschiefen Kreuze, an denen die vom Regen zermürbten und von der Sonne verdorrten hölzernen Heilande ihre Arme segnend ausbreiten, überrauscht von dem ewigen Liede des Waldes, ewig gleich, ewig doch wechselnd in seinen Melodien der Unendlichkeit. Ein steiler Weg führt hinauf zwischen den dunkeln Bäumen mit den tiefhängenden Zweigen der Bergtannen.

Die den Weg gehen hinter den einfachen Särgen, die auf den harten Bauernfäusten langsam emporschwanken, wenn eines aus der kleinen Gemeinde herausgestorben ist, die fühlen keine Ekstasen der Schmerzen, sie nehmen den Willen des Todes hin mit dem Gleichmut, mit dem sie den Willen des Lebens erlebten in all seinen Steigerungen, ohne viel Worte zu machen. Leid und Freude sind ihnen in ihrem von Jugend auf harten Leben die Unerläßlichkeiten des Schicksals, die man eben hinnimmt, und durch die man hindurchgeht, ohne unsäglich traurig, überheblich freudig zu sein. Denn über all dem steht ihnen der Wille Gottes als treibende Kraft und läßt sie auch dort das Leben ertragen, wo es denen zu schwer wird, die keinen Gott in sich haben. Die dunklen Bäume, welche den steifen, steilen Weg umsäumen, rauschen ihr ewiges Lied beim Regen und beim Sonnenschein. Nur wenn der Schnee in tiefen Lasten auf den Zweigen ruht, dann schweigt auch das Lied der Natur. Aber wenn der Sturm im Frühling zum erstenmal wieder seine Saiten stimmt, dann tönt es im Sonnenschein des erwachenden Jahres, leise, ganz leise rauscht es im Regen des Sommers, lauter und lauter ertönt es, wenn die Herbststürme durch die Bäume tosen.

Die müden Bauernfrauen, wenn sie nach der Arbeit zum Gottesacker hinaufsteigen und zwischen den Gräbern stehen, auf denen breite Bauernblumen behäbig nicken, reden von denen, die dort unten schlafen gerade so wie von denen, die noch unter ihnen leben.

Denn der Tod ist milde so nah der Natur, milde und freundlich streckt er seine Hand durch die niederen Scheiben

der kleinen Bauernhäuser, und keins erschrickt. Das Sterben, wie es in den Städten lebt, dort in den steinern-herzlosen Straßen in dem bei Tag und bei Nacht ununterbrochenen Getöse des Verkehrs und des Lebens, ist ein anderes Sterben als hier inmitten des triebhaften Entstehens und Vergehens der Natur. Hier gehören die Toten auch noch zum Alltag, sind nicht so rasch vergessen wie in den gartenhaften Friedhöfen der großen Städte. Gottesacker heißt's draußen auf dem Land, Saat und Ernte der Ewigkeit ist ihnen der Tod, nicht das Ende, das sie fürchten müssen.

Das Allerseelenlicht.

Der Regen wäscht die Steine wie blanke Spiegel rein,
Darüber schleicht ein altes gebeugtes Mütterlein.
Die Kirchentür ist offen, doch ob der Halle Pracht
Hängt noch der düst're Schleier der Allerseelennacht.
Noch klingen keine Glocken, kein Weihrauch füllt das Haus
Und keine Kerzen strömen die heil'gen Flammen aus.
Es neigt vor dem Altare die Alte das Gesicht
Und klebt an seine Stufen ein Allerseelenlicht.
„Das ist für meine Mutter: Gott schenk' ihr ew'ge Ruh'!
Und dies für meinen Vater!" Sie klebt noch eins dazu.
„Und dies für meine Tochter, das bleiche, schöne Kind;
Und die für meine Söhne, die früh gestorben sind!"
So hat mit sieben Lichtern die Stufe sie bedeckt,
Und unter Tränen betend die Dochte angesteckt.
Und sieh', die Lichter glänzen wie Sternlein in der Nacht,
Wie fromme Kinderaugen in der Verklärungspracht!
Die Alte hat gebetet, dann spricht sie leis und trüb:
„Ich bin von euch die letzte, die hier auf Erden blieb.
Ich hab' euch alle Jahre ein Flämmlein angezünd't,
Und hab' für euch gebetet, die nun im Himmel sind.
Doch bin ich einst gestorben, da wird wohl niemand sein,
Der Lichter brennt und betet fürs alte Mütterlein!"
Noch ein Licht blieb — das zündet sie an und spricht dabei:
„Für meine arme Seele, daß Gott ihr gnädig sei!"
Das Licht ist lang verglommen — was sie noch sinnen mag?
Das tote Haupt verklärt der Allerseelentag.

Uffo Daniel Horn.

Streckenwärter Timmenbeil und seine Kuh

Heitere Skizze von H. Volker.

Der Streckenwärter Timmenbeil, der den Hauptübergang der Kleinhäuser Lokalbahn zu bewachen hatte, führt ein beschauliches Dasein. Er hatte einen Stolz und einen Wunsch. Sein Stolz war ein prächtiger, tief bis auf die Brust wallender Vollbart, der ihm in der ganzen Umgegend den Beinamen „Rübezahl" eingebracht hatte. Sein Wunsch aber war der Besitz einer Kuh.

Dieser Wunsch blieb lange unerfüllt. Doch endlich reichten die Spargroschen, und es stand im Stalle eine Kuh, — noch dazu eine, die sich schon sehen lassen konnte. Sie gab reichlich und gute Milch, aber ihre Sehenswürdigkeit bestand in ihrer Farbenpracht. Sie war nicht einfach rot oder schwarzweiß gescheckt, wie ein gewöhnliches Rind, — nein, sie war dreifarbig: vorn in der Hauptsache schwarz, in der Mitte weiß und nach hinten zu rot. So sah sie, wenn sie auf der Weide bedachtsam einherschritt, aus wie eine wandelnde Reichsflagge. Und wenn ihr Besitzer als „Rübezahl" im Kreise berühmt geworden war, so wurde die Liese als „Reichsflaggenkuh" mindestens ebenso berühmt. Damals gab es noch keine Meinungsverschiedenheiten über die Farben der Reichsflagge.

Nur einen Fehler hatte die Kuh: sie erwiderte die zärtliche Neigung ihres Herrn durchaus nicht. Sie ließ sich von der Frau geduldig streicheln und melken; kam ihr aber Rübezahl zu nahe, so machte sie einen gewaltigen Satz und war weder durch Güte noch durch Strenge umzustimmen. Das machte unserm guten Timmenbeil schwere Sorge. —

Nun begab es sich einmal, daß die Frau auf ein paar Tage verreisen mußte, und das Melkgeschäft fiel wohl oder übel Vater Timmenbeil zu.

„Wenn das man gut geht", sagte er ahnungsvoll.

Von 6 bis 8 Uhr hatte er am besten Zeit, um 8 Uhr wieder Dienst, da kam der letzte Zug nach Kleinhausen. Zögernd und vorsichtig näherte er sich der Milchgeberin auf der Weide, in der einen Hand Schemel und Melkeimer, in der anderen, wie ein Bräutigam, der zur Geliebten geht, einen großen Blumenstrauß — roter Kleeblüten. Die fraß die Liese besonders gern. Er war bemüht, ihr die rote Kehrseite mit dem Milchdepot abzugewinnen. Aber jedem derartigen Versuch setzte die Kuh einen starken Sprung entgegen, der immer wieder das schwarze Vorderviertel in Front brachte. Schemel, Eimer und gar Herr Timmenbeil selbst kamen hierüber zu Fall, und schließlich mußte der arme Mann einsehen, daß er so nicht zum Ziele gelangen würde.

Da begann er zu überlegen: „Von der Frau läßt sie sich's gefallen, — sie ist also mehr fürs weibliche Geschlecht". Und auf einmal kam ihm ein erleuchtender Gedanke. Er eilte nach Hause, zog sich einen alten Rock seiner Frau über und setzte sich deren Nachtmütze auf. Das war das Kostüm, in dem die Frau stets zum Melken ging.

Nun versuchte er's von neuem mit freundlichem „Muh! muh!" und hingehaltenem roten Kleeblütenstrauß. Aber derselbe Tanz wiederholte sich, und abermals kullerten Schemel, Melkeimer und Rübezahl durcheinander im Grase.

Und wiederum dachte Herr Timmenbeil nach, und es kam ihm ein weiterer Gedanke:: „Der Bart! Sie hat Angst vor meinem Bart!" Er eilte zum zweiten Male nach Hause und hüllte den Bart in ein großes Tuch. Jetzt war er unkenntlich, war ganz zum Weibe geworden.

Und siehe da, die Reichsflaggenkuh ließ sich die Annäherung der vermeintlichen Frau gefallen, drehte ihr von selbst die rote Milchseite zu, und Herr Timmenbeil setzte sich mit einem „Gott sei Dank" auf den Schemel und wollte gerade mit dem Melkgeschäft beginnen. Doch indem er sich bückte, löste sich der Knoten, der das Barttuch hielt, und plötzlich wallte der Rübezahlbart in seiner ganzen Pracht wieder hervor. Da stieß die Kuh einen förmlichen Schreckensschrei aus, machte einen gewaltigen Satz, riß sich vom Pflock los und rannte, als wäre der Leibhaftige hinter ihr, in gestrecktem Galopp geradewegs auf den Bahndamm zu.

„Herrgott," rief der Streckenwärter, „meine Kuh! „meine Kuh! Sie wird überfahren, in ein paar Minuten kommt der Achtuhrzug!"

Was sollte der arme Mann machen? Sollte er die Kuh retten oder sollte er die Schranken schließen? — Das Pflichtgefühl siegte, er lief, was er konnte, zu seinem Wärterhause, ließ die Schranken herunter, ergriff seinen Wärterstab und präsentierte vorschriftsmäßig vor dem im nächsten Augenblick vorbeiratterndem Zug. Sein langer Bart flatterte im Winde. Von der Lokomotive erklang ein Aufschrei und ein Zuruf, von dem er nur die Worte „Rübezahl" und „verrückt" vernahm.

Da wurde der Streckenwärter Timmenbeil inne, in welcher Maskerade er seinen Dienst versehen hatte. Aber ehe er diesen Gedanken noch so recht gefaßt hatte, ertönte aus der Fahrtrichtung des Zuges ein furchtbares Gebrüll: jetzt wurde seine arme Kuh überfahren! Da riß er sich die Weibskleider vom Leibe, rannte ins Haus und warf sich schluchzend ins Bett, — er wollte nichts mehr sehen und hören. —

Der Lokomotivführer machte dem Bahnhofsvorstehen von Kleinhausen seine vorschriftsmäßige Meldung. „Streckenwärter Timmenbeil und seine Reichsflaggenkuh sind verrückt geworden. Timmenbeil stand als vollkommenes Mannweib in Frauenkleidern und Männerbart an der Schranke und präsentierte anscheinend mit einem Besen. Die Kuh hatte sich breitbeinig auf dem Bahnkörper aufgepflanzt und wollte den Zug „annehmen". Jedoch im letzten Augenblick sprang sie zur Seite, fiel hin und wir haben ihr den halben Schwanz

Zwei Hügel.

Ich kehrte heim am Allerseelentage,
Ein rauher Nord ging klagend durch das Feld,
Den müden Schritt lenkt ich zum Gottesacker,
Zwei Hügel hier sind Heimat mir und Welt.

Darauf pflanz' heute ich zwei Lichterkerzen
Und denke, Vater, dein der Mutter lieb,
Hier senkte man hinab zwei liebe Herzen —
Dann nichts auf dieser Erde mir verblieb.

Verlassen wand're wieder ich die Straße,
Es achtet keiner meiner Qual und Not,
Wohin ich schaue, grüßet mich die Fremde,
Mir nach höhnt grausam Nacht und Tod.

Maria Abels.

abgefahren, dann lief sie brüllend nach Hause. Rübezahl aber scheint unheilbar zu sein, er machte ein Gesicht wie es nur ein Irrsinniger machen kann."

Der Stationsvorsteher war ein Mann von Gemüt. Er ließ sofort den Bahnarzt hinausfahren. Der fand den Streckenwärter trostlos im Bett und die Kuh friedlich im Stalle. Da klärte sich alles auf.

Und als der Arzt dem Kuhschwanz einen Verband angelegt hatte und Timmenbeil das Tier mitleidig zu streicheln versuchte, geschah das Unerwartete: die Kuh ließ sich die Liebkosung ruhig gefallen. Ueber dem großen Schreck vor der schwarzen, rücksichtslos schwanzabfahrenden Eisenbahn war das kleine Erschrecken vor dem großen Männerbart ganz vergessen. Von da an waren der Streckenwärter Timmenbeil und seine Reichsflaggenkuh ein Herz und eine Seele.

Das Zigarrenhaus zum Elefanten.

Humoreske von Adolf Thiele.

Die Ladentür ging. Der Zigarrenhändler Erich Treuauge unterbrach die düsteren Betrachtungen, mit denen er seine Zeit auszufüllen pflegte, glättete mit einem unsichtbaren Bügeleisen die Falten in seinem Gesicht und trat aus dem kleinen Verschlag in den Laden hinaus.

Der Herr, der das aus dem Laden und sonst nichts bestehende „Zigarrenhaus" aufsuchte, kaufte ein paar Zigarren und ersuchte dann — das war der Kern der Sache — um das Adreßbuch.

Nach dreiviertel Stunde ging die Tür abermals. Wieder erschien die mimische Veränderung in den Zügen des Ladeninhabers. Aber verlorene Liebesmühe — ein Junge holte eine Briefmarke.

Später erschien noch ein Mann mit Fußdecken. Zwar wären warme Füße ein Ausgleich gewesen gegenüber dem heißen Kopf, an dem der Rauchwarenhändler infolge seiner Finanznöte laborierte, aber dies Geschäft erheischte Barzahlung, und das war Treuauges schwache Seite. Uebellaunig wurde daher der wandelnde Fußwärmer abgefertigt.

Nun vertiefte sich Treuauge wieder in das Buch, das er seit einiger Zeit mit Eifer studierte: die Konkursordnung. Wenn er die Seite umwandte, so klang dies wie das Flügelrauschen eines riesigen Geiers, der über dem Hause schwebte.

Bald kam Frau Treuauge, die ihren Gatten hie und da in der Tätigkeit des Nichtverkaufens ablöste.

Die Ehe ist bekanntlich ein Bund, durch den Mann und Weib das Recht erhalten, einander zeitlebens ihr Leid zu klagen. So auch hier und heute wieder. Die Klagelieder Jeremiae muteten an wie die Vorträge eines Salonhumoristen gegenüber den Tönen, die das Ehepaar anstimmte.

Da standen sie nun beide in dem wunderlichen Laden. Der war auch wirklich sonderbar: ein hoher Raum mit einer mächtigen Tür; eine Ecke war in einen kleinen Verschlag umgewandelt, und in diesem Sonderraum befand sich ein kleines Pult mit den paar Büchern, in denen so viele Schulden und keine Außenstände verzeichnet waren; und dann die aus fünf Büchern bestehende Bibliothek: dem Adreßbuch, dem Kalender, dem Reiseonkel, der Konkursordnung und der „Kunst" reich zu werden.

Gerade hatte Frau Treuauge die Erklärung ihres Mannes entgegengenommen, daß nun doch wohl nichts übrig bleiben werde, als „umzukippen", und sie hatte einen betrübten Blick auf die zahllosen Zigarrenkisten geworfen, die die hohen Regale bis oben füllten.

Wenn plötzlich ein Erdstoß gekommen wäre und beide Gatten unter den Massen von Kisten verschüttet hätte, so würde dies das Wohlbefinden der Begrabenen nicht im mindesten gestört haben. Kant hätte sicherlich seine Bemerkung, daß es in der Welt keinen leeren Raum gebe, unterdrückt, wenn er in das Innere dieser Kisten gesehen hätte.

Mit bedrücktem Gemüt öffnete die arme Frau die große Ladentür, gleichsam um frische Luft zu schöpfen.

Gleich darauf erschraken beide Gatten. Die hohe Tür verdunkelte sich völlig, und mit bedächtigem Schritte spazierte ein Elefant herein. Die tödlich erschrockene Frau öffnete den Mund mit einem grellen Schrei so weit, daß ihr Gebiß heraus fiel.

Auch Treuauge erschrak, doch faßte er sich. „Reiß aus!" rief er seiner Frau zu, und beide sprangen in den Verschlag und von hier aus durch die Hintertür auf den Hausflur.

Wie war nur so etwas möglich? Nun, als der große Zirkus Clibusti, der in der Stadt Vorstellungen geben wollte, seine vierbeinigen Künstler von der Bahn abmarschieren ließ, bekam plötzlich der dickhäutige Mustafa Freiheitsgelüste und lief davon. Als er die Straße heruntergetrollt und bei dem Zigarrenladen angekommen war, hatte sich plötzlich die große Tür geöffnet, und Mustafa war instinktiv eingetreten. Der grelle Schrei der Frau und der Umstand, daß der Elefant mit seiner Sohle auf das scharfe Gebiß trat, machten ihn ärgerlich; er fing daher an, alles im Laden, was nicht niet- und nagelfest war, zu zertrümmern. Er schob den Ladentisch bei Seite, warf mit dem Rüssel die Regale um und zertrampelte die Kisten. Es war ein fürchterliches, wüstes Durcheinander.

Schließlich aber hatte Mustafa ausgetobt und stand nun ruhig und geduldig da. Diesen günstigen Stimmungsumschwung benutzten die Wärter. Mit Mohrrüben lockten sie den Dickhäuter aus dem Laden heraus. Das zahlreiche Publikum wich erschrocken zurück, aber Mustafa war wieder ganz friedlich; er ließ sich, als hätte rein gar nichts seine Laune gestört, zum Zirkus zurückführen.

Jetzt hätte man aber Treuauge sehen sollen! Dem Hausbesitzer, der von Mustafas Höllenspektakel herbeigelockt wurde, rief er zu: „Gehen Sie nicht hinein!" Ich bin ein ruinierter Mann! Meine Vorräte, meine großen Vorräte, alles hin! Mein blühendes Geschäft ruiniert!"

Jeder, der es hören oder nicht hören wollte, bekam mit stets neuen Varianten diese Worte der Klage zu hören. Den Einwand, daß ihm der Zirkusbesitzer doch alles ersetzen müsse, beantwortete er mit der Lamentation: „Aber meinen gestörten Betrieb, mein ruinirtes Geschäft ersetzt er nicht!"

Seine tiefe Niedergeschlagenheit hinderte ihn allerdings nicht, sich von einem Grossisten eiligst Zigarren und Zigaretten zu besorgen und diese im Hausflur zu verkaufen.

Alles, was Beine und die Fähigkeit besaß, Zigarren in Asche zu verwandeln, kam herzugelaufen, alles mußte die wunderliche Mär aus Treuauges eigenem Munde hören und einen entsetzten Blick auf die Trümmerstätte werfen. Diese Wüstenei hütete Treuauge wie seinen Augapfel.

Sofort wandte er sich auch an einen wortgewandten Rechtsanwalt, um den Zirkusbesitzer haftbar zu machen.

Der Inhaber dieses mit viel Kapital fundierten Unternehmens war heilfroh, daß sein Mustafa nicht größeres Unheil angerichtet hatte. Er war zwar an den Widerstand von Elefanten, Löwen und Eisbären gewöhnt, aber den gewaltsamen Sturmattacken eines Treuauge und seines redegewandten Rechtsanwaltes war er denn doch nicht gewachsen. So zahlte er denn eine recht schön nach oben abgerundete Entschädigungssumme, äußerlich unwirsch, aber froh, daß Mustafa nicht einige Brustkästen, Schädeldecken und andere rationellen Betriebe nötige Teile eingedrückt, sondern nur an Zigarrenkisten sein Mütchen gekühlt hatte.